

Der Missionar und die Kulturen

Gedanken zum Dokument von Santo Domingo

Von Anton Lukesch

In der oft, auch in den Medien sehr leidenschaftlich geführten Diskussion zum Jubiläum Amerikas 1992 wurde immer wieder heftigste Kritik an den 500 Jahren der Evangelisierung, vor allem Lateinamerikas laut. Man sprach von einem Holocaust, von Völkern, die ausgerottet wurden, von blühenden indianischen Kulturen, die vernichtet wurden, von den Nachkommen afrikanischer Völker, die als Sklaven bitterstes Unrecht erfuhren, und sagte, das Werk der Vernichtung setze sich noch bis in die heutigen Tage fort. Man bezichtigte die christlichen Glaubensboten der Mitschuld an dem grausamen Geschehen und ging soweit, die Mission überhaupt in Frage zu stellen.

Die »Schlußfolgerungen« des Dokuments der »IV. Generalversammlung des lateinamerikanischen Episkopates vom 12. bis 28. Oktober 1992« soll zum Ausgangspunkt der Darstellung genommen werden. Hieraus soll die Selbstaussage der südamerikanischen Teilkirche hinsichtlich der Kulturen des Kontinents und des Missionsauftrages wiedergegeben und danach das Thema weiter ausgebreitet werden.

Die Zitierung erfolgt hier einfach mit der Zahl des entsprechenden Artikels des Dokumentes bzw. Punktes der Eröffnungsansprache Johannes Pauls II. und seiner Grußbotschaften an Indianer und Afroamerikaner anlässlich des amerikanischen Jubiläumstages.

1. Kultur

Das Wort Kultur wird im Dokument von Santo Domingo »156 Male« gebraucht, in einigen Artikeln sogar »zwei- bis neunmal« in sehr unterschiedlicher Bedeutung. So entfaltet das Dokument hier ein großes Bedeutungsspektrum, das viele Interpretationen zuläßt.¹

Man kann sagen, daß Kultur der Zentralbegriff des Dokumentes ist, aber nur an einer einzigen Stelle wird der Versuch unternommen, eine knappe Definition des Begriffes, eigentlich einer bestimmten Kultur, nämlich der gottgewollten, zu bieten. Das Dokument sagt in Artikel 228/2: Kultur beginnt mit dem Auftrag Gottes an alle menschlichen Wesen zu wachsen, sich zu vermehren und die Erde zu erfüllen (Gen 1,28-30). Demnach ist Kultur »Pflege und Ausdruck alles Menschlichen in liebevoller Verbindung zur Natur in der Gemeinschaftsdimension der Völker«.

¹ Misioneros Dominicanos, Una Lectura del Documento Santo Domingo, in: *Boletín Informativo*, Maio 1993, S. 10f.

Allerdings deckt sich diese Definition nicht mit allen Aussagen des Dokuments über die Kultur.

Ohne näher auf die Geschichte des Begriffes einzugehen, kann man festhalten, daß als Wirkursache der Kultur immer der Mensch gesehen wurde. Das Wort Kultur, vom lateinischen *colere*, bedeutet pflegen, kultivieren, verbessern über die Natur und den Naturzustand hinaus, vervollkommen von Eigenschaften und Fähigkeiten des Menschen, seinen Erkenntnissen, seinen Tätigkeiten, seinen Produkten und den Naturdingen. Zu einem umfassenderen Kulturbegriff gelangt man durch den abstrakten Begriff »Form«. Danach wäre Kultur die durch den Menschen bewirkte vervollkommnete Form der menschlichen Fähigkeiten, Eigenschaften, Tätigkeiten und ihrer Produkte und der Naturdinge über den Naturzustand hinaus.

In Wirklichkeit hat die Kultur immer einen Träger und wird damit eine konkrete Kultur, wird zu einem »Kulturierten«.²

In der Ethnologie gibt es eine Unzahl von Definitionen bzw. Beschreibungen der konkreten Kultur der Völker.³ Zusammenfassend kann man sagen, daß sie danach ein geschichtlich gewachsenes Ganzes ist von Erkenntnissen, Sprache, Religion bzw. Weltbild und Weltanschauung, einem Wertsystem, einer Sippenordnung, Gesellschaftsformen, Gesetzen, Institutionen wie speziellen Erziehungsinstitutionen, Reiferiten bei Eingeborenenvölkern und Schule, Ehe, Familie, Großfamilie, von Wirtschaftsformen, Arbeitsweisen und Techniken und ihrer Produkte, der Kunst und der verschiedensten Elemente der Daseinsgestaltung eines Volkes, eines Stammes, einer Gruppe, eines Ethnos, von Elementen, die in ihrer strukturellen inneren Verbundenheit dem lebendigen Organismus einer Person vergleichbar sind. Nicht nur das konkrete Kulturganze ist Kultur, sondern auch alle seine Elemente. Bei jeder Veränderung eines Elementes wird der ganze Organismus in Mitleidenschaft gezogen. Bei gewaltsamer Unterdrückung und bei der Überflutung mit neuen Einflüssen von außen, dem sogenannten Kulturschock, kann es zur Zerstörung der Kultur, zum Ethnozid kommen. Nicht alle Elemente sind von gleicher Bedeutung für das Kulturganze. Was für den menschlichen Organismus das Herz, die Seele ist, das ist für die Kultur eines Volkes seine Religion als sinngebendes Element des Ganzen. Daher rührt die alte, immer wieder erhobene bittere Anklage gegen den Missionar, er raube den Völkern ihr Herz, stehle ihnen ihre Seele und dränge ihnen ein anderes Herz auf.⁴

Dazu sei vorerst gesagt: Der Inhalt des christlichen Glaubens ist geoffenbart, ist göttlichen Ursprungs. Im Hinblick auf die Religionen der Völker ist er Wahrheit, die ewig gültige Sinnggebung für die Daseinsgestaltung des Menschen auch in allen

2 E. Stiglmayr, *Ganzheitliche Ethnologie als integrale Kulturwissenschaft*. Wien 1970, S. 33, 36.

3 Vgl. A.L. Kröbner/C. Kluckhohn, *Culture, a critical Review of Concepts and Definitions*, in: *Papers of the Peabody Museum of American ethnology* 1 (1952), S. 40-72.

4 Vgl. dazu J. Kard. Ratzinger, *Der christliche Glaube vor der Herausforderung der Kulturen*. Salzburg 1992, S. 12: Nach ihm ist die Transplantation möglich, da »der christliche Glaube und die jeweilige andere Religion samt der aus ihr lebenden Kultur nicht in einem Verhältnis der schlechthinigen Andersheit zueinanderstehen, sondern eine innere Offenheit aufeinanderhin in ihnen liegt«.

seinen Kulturen. Er ist nie kulturfeindlich, er will an die echten kulturellen Eigenwerte, auch der religiösen Kultur der Völker anknüpfen, diese Werte reinigen und die betreffende Kultur den Weg zur Vollendung führen. Die Werte, an die er anknüpft, findet er in den Samenkörnern der Wahrheit des Wortes, die nach den Kirchenvätern in den Kulturen der Völker ausgestreut sind. Er wird die Religionen aber auch in allem, was mit ihm nicht übereinstimmt, kritisieren.

Schon in dem aus allen Völkern und Kulturen zusammengerufenen Volk Gottes, der Kirche, die ihn bekennt, ist eine Verbindung des Glaubens zur konkreten Kultur und zu den Kulturen gegeben. Kultur ist auch die Sprache, in der der Glaube verkündet wird, und die Gestaltung seiner Riten und seiner Liturgie, Kultur sind die Werke, die von ihm Zeugnis ablegen (Jak 2,17). Der christliche Glaubensbote, der Missionar, will diesen Glauben der Kirche den Völkern bringen, er bleibt dabei auch immer in seiner eigenen Kultur, er ist Deutscher, Österreicher, Amerikaner ... und etwas davon wird immer in seine Verkündigung einfließen; insofern werden sich alle Religionen, die Wahrheit suchen, dem Glauben auch immer wieder öffnen.

Die Kultur ist ihrem Wesen nach auf die Schaffung neuer Werte durch die Kraft des Menschen ausgerichtet. So bedeuten negative Elemente, die in ihrem Gefüge auftreten, etwa Idolatrie, die Kopfjagd bei einigen Urwaldstämmen oder die Blutrache sowie jene »Kultur des Todes«, von der das Dokument von Santo Domingo spricht, also Kampagnen gegen das Leben, massive Verteilung antikonzepzionaler Mittel, Sterilisierungsprogramme, und die »Violencia«, entfesselte Gewalt, Terrorismus, Drogensucht und Drogenhandel in den modernen lateinamerikanischen Staaten, auch wenn sie von großen Teilen der Bevölkerung getragen wird, eine »Antikultur«, Unkultur, von der das Volk der Befreiung bedarf (vgl. Nr. 219, 234, 235).

Mit seiner Geburt wird der Mensch in die konkrete Kultur seines Volkes mit allen ihren Elementen, die den Menschen prägen und ihm seine Identität verleihen, hineingeboren. Er wiederum wird auch in das kulturschaffende Wirken seines Volkes für die Zukunft integriert.

2. *Evangelisierung und »Inkulturation«*

Das Dokument von Santo Domingo nennt die Erfüllung des Auftrages Christi an seine Apostel: »Gehet hin und machet zu Jüngern alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters, und des Sohnes, und des Heiligen Geistes und lehret sie alles halten, was ich euch geboten habe und wisset, ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende der Welt« (Mt 28,19-20), Evangelisierung. Während der Begriff Mission die Erteilung des Auftrages dazu, die Sendung, die ihren Urgrund in der Sendung des Sohnes und der des Heiligen Geistes hat, in den Vordergrund stellt, steht beim Begriff Evangelisierung der Inhalt dieses Auftrages nach dem Plan Gottes und sein Ziel im Zentrum.

Das Dokument von Santo Domingo bekennt die Universalität des für immer gültigen Evangelisierungsauftrages in der Form, wie er sich bei der Herabkunft des Heiligen Geistes beim ersten Pfingstfest offenbarte (Apg 2,1-11). Vom Heiligen

Geist erfüllt, sprechen die Apostel die vielen Sprachen. Das Dokument sagt, daß die Evangelisierung zu allen Kulturen gelangen will, und zeigt, wie sich dies in der kulturellen Vielfalt der Gläubigen, die die Apostel, jeder in seiner Sprache, sprechen hören, offenbart (vgl. Nr. 228/1).

Das Evangelium ist Botschaft des Heiles für alle Menschen, für alle Völker, Stämme und Kulturen, die die Menschen prägen und von den Menschen geschaffen sind. Alle haben ein Recht darauf, daß die frohe Botschaft zu ihnen gelangt. Beim ersten Pfingstfest offenbart sich die von Christus gegründete Kirche, das Volk Gottes des Neuen Bundes, das aus allen Völkern und Kulturen zusammengerufen ist und zum Subjekt der Evangelisierung wird.

Im Sinne des Auftrags des Herrn will die Evangelisierung die Völker und Stämme zu Jüngern machen, zu Gefolgsleuten des Herrn, der der Weg, die Wahrheit und das Leben ist (Joh 14,6). Sie will die echten Eigenwerte, auch die religiösen Werte der Völker nicht zerstören, sondern zur Vollendung bringen. Das Dokument bezeichnet es als Ziel der Evangelisierung, bis zum dynamischen Kern der Kultur vorzustoßen und sie zu durchdringen. Dies bedeutet die »Inkulturation des Evangeliums«. Das Evangelium soll Gestalt annehmen in der betreffenden Kultur, zur Kultur »werden«. Der Glaube will sich mit den Kulturen der Völker verbinden, mit ihnen verschmelzen und zum entscheidenden Element ihrer Kultur werden. Das Dokument spricht auch von »inkulturierter Evangelisierung«, wenn dieses Ziel bewußt angestrebt wird, indem sich die Evangelisierung der kulturellen Ausdrucksformen und Symbole (soweit diese mit den universalen und christlichen Symbolen vereinbar sind) bedient (vgl. Nr. 243/2, 243/3).

Die Erreichung dieses Zieles hängt aber entscheidend von der Annahme des Evangeliums durch die Menschen der betreffenden Kultur ab. So ist die Evangelisierung immer auch ein Ruf zur Bekehrung im Sinne der Verkündigung des Herrn bei seiner Missionspredigt in Galiläa (Mk 1,14-15). Die Gläubigen aus dem Volk selbst sind es dann, die den Glauben in alle Bereiche ihrer Kultur bringen. Dies ist zugleich die große Möglichkeit der Evangelisierung, weil es sich immer um Menschen handelt, die nach dem Ebenbild Gottes geschaffen (Gen 1,26.27) und ihrem Wesen nach auf die ewige Wahrheit hin ausgerichtet sind. Das wahre Licht erleuchtet jeden Menschen (Joh 1,9), auch wenn er Christus noch nicht aufgenommen hat (vgl. auch die Lehre Tertulians über die natürliche christliche Seele, *De testimonio animae*, 17,6).

3. Die Menschwerdung des Wortes Gottes und die Inkulturation des Evangeliums

Als Synonym zum Begriff Inkulturation wird vom Dokument immer wieder »Inkarnation« im Sinne einer Analogie zur Evangelisierung der Kulturen gebraucht. Vor allem bei der *missio ad gentes* ist immer von Inkarnation die Rede. Es besteht ein realer Bezug der Menschwerdung Christi zu Kultur und Evangelisierung der Kulturen. Wie jeder Mensch wird er in die Kultur seines Volkes hineingeboren (Nr. 228/3). Durch seine Geburt von der Jungfrau Maria nahm Christus die Natur des Menschen, des Wesens Mensch, aller Rassen und Völker und Stämme an, die in ihren Gemeinschaften Träger ihrer konkreten Kulturen sind. Christus wird »in

Wahrheit einer von uns, gleich in allem, ausgenommen in der Sünde« (Hebr 4,15) (vgl. Nr. 243/2).

Als menschgewordenes Wort Gottes ist er der vollkommene Mensch und das Maß alles Menschlichen, damit auch aller Kulturen und ihren Werte. Das Dokument von Santo Domingo sagt: Er »bringt allen geschichtlichen Kulturen das Geschenk der Reinigung und der Fülle«. Die frohe Botschaft, die er verkündet und die in seinem Namen weitergegeben wird, ist eine Botschaft des Lebens. Alle Werte und kulturellen Ausdrucksformen, die sich nach Christus hin ausrichten können, fördern alles wahrhaft Menschliche (vgl. Nr. 228/2); durch das in seiner Menschwerdung verkörperte Licht seiner ewigen Wahrheit können die Menschen ihre kulturelle Identität erst richtig erkennen.

Die Annahme einer »Analogie« im weitesten Sinn zwischen der Menschwerdung Gottes und der christlichen Präsenz im geschichtlichen soziokulturellen Kontext der Völker (vgl. Nr. 243) ist möglich, sie kann aber auch zu schweren Fehldeutungen führen. Festzuhalten ist, daß die Menschwerdung des Gottessohnes ein einmaliges, einzigartiges und nicht wiederholbares Ereignis ist. Christus erhält seinen Leib, der ewig bleibt, von der auserwählten jüdischen Jungfrau Maria bei der Geburt in Bethlehem und tritt damit in die Geschichte der Menschen ein, die er zu der seinen macht. Man kann ihm bei der Inkulturation, wie Kardinal Ratzinger sagt, nicht »beliebig seinen Leib nehmen und ihm in der Kultur, zu der das Evangelium vordringt, einen anderen geben«.⁵

4. Die erste und die neue Evangelisierung

Die erste Evangelisierung des lateinamerikanischen Subkontinentes umfaßt eine Epoche von 500 Jahren. Das Jahr 1492, in dem Columbus das Kreuz auf dem Kontinent aufpflanzte, sehen die Bischöfe in Santo Domingo als »Schlüssel« im Prozeß der Verkündigung der frohen Botschaft. Die Kirche feiert dieses Jahr nach den Worten einer Sonntagsansprache von Johannes Paul II. vom 5. Januar 1992, die sich die südamerikanischen Bischöfe zu eigen machen, nicht als historisches Ereignis, über das sich mehr oder weniger streiten läßt, sondern als »eine wundervolle andauernde Realität, die man nie unterschätzen darf, die Ankunft des Glaubens, die Ankündigung und Verbreitung der evangelischen Botschaft im amerikanischen Kontinent. Und sie feiert sie im tiefsten und theologischen Begriff des Feierns, wie man Jesus Christus, den Herrn der Geschichte und des Schicksals der Menschen, feiert« (Nr. 16).

Die schöpferische, heilspendende Gegenwart und Vorsehung Gottes, die auch die vorkolumbianischen Völker begleiteten und sich nach dem Worte der Kirchenväter als Samenkörner der Wahrheit in ihren Kulturen fanden, warteten auf den Tau des Geistes. Neben Aspekten, die der Reinigung bedurften, boten die Kulturen auch positive Aspekte wie die Öffnung auf das Wirken Gottes hin; das Gefühl

⁵ Ebd., S. 20: »Wir können nicht den Vorgang der Inkarnation beliebig in dem Sinn wiederholen, daß wir sozusagen immer wieder Christus sein Fleisch wegnehmen und ihm ein anderes statt dessen anbieten. Christus bleibt er selbst, auch seinem Leibe nach.«

der Dankbarkeit für die Früchte der Erde, den sakrale Charakter des menschlichen Lebens, die Hochschätzung der Familie, das Gefühl der Solidarität und der Verantwortung in den Gemeinschaftsarbeiten, die Bedeutung alles Kulturellen, den Glaube an ein überirdisches Leben und viele andere Werte bereicherten die Seele der Eingeborenenvölker. »Eine natürliche Religiosität« bereitet die Völker für eine rasche Annahme des Evangeliums vor, »wenn auch die Evangelisatoren nicht immer imstande waren, diese Werte zu begreifen« (vgl. Nr. 17).

Das Werk der Evangelisierung hatte als erste Vertreter Mitglieder religiöser Orden. Es war ein Gemeinschaftswerk des ganzen Volkes Gottes, der Bischöfe, Priester, Ordensmänner und -frauen, darunter getaufte Eingeborene und später afroamerikanische Katechisten. Ihre pastoralen Mittel waren unermüdliche Predigt des Wortes Gottes, die Feier der Sakramente, die Katechese, die Muttergottesverehrung, die Werke der Barmherzigkeit, die Anklage von Ungerechtigkeiten, der Einsatz für Erziehung und menschliche Förderung. Große Missionare und Evangelisatoren wie Montesinos, Las Casas, Córdoba, Fr. Juan de Valle erhoben prophetische Anklage und verurteilten die Grausamkeiten und schrecklichen Leiden, verursacht in der Zeit der Conquista und der Kolonisation, die sich in einigen Formen bis zum heutigen Tag fortsetzen, verursacht »von Menschen, die in den Eingeborenen nicht Brüder und Söhne desselben Vaters sahen« (vgl. Nr. 20/2).

Die Evangelisierung konnte auch nicht verhindern, daß Millionen von Afrikanern als Sklaven nach Südamerika verschleppt wurden, auch nicht den unmenschlichen Sklavenhandel, diesen »unbekannten Holocaust«, an dem auch Getaufte, die nicht nach ihrem Glauben lebten, beteiligt waren, »eine ärgerniserregende Schande in der Geschichte der Menschheit« (vgl. Nr. 20/3).

Die Neuevangelisierung, zu der Johannes Paul II. in Haiti 1983 die Welt aufrief, machten die Bischöfe Lateinamerikas und der Kariben zum zentralen Thema ihrer Versammlung in Santo Domingo. Sie ist nach ihrem Verständnis ein neuer Aufbruch, ein neues Pfingsten der Evangelisierung⁶ angesichts der Herausforderungen neuer kultureller Wirklichkeiten im Kontext des südamerikanischen Kontinents. Sie nimmt ihren Ausgangspunkt in der Gewißheit des unergründlichen Reichtums Christi (Eph 3,8), den keine Kultur und keine Epoche ausschöpfen kann. Nicht das Evangelium ist neu, es gibt nur ein einziges, unveränderbares Evangelium, aus dem man neue Lichter für neue Probleme gewinnen kann.

Inhalt der Neuevangelisierung ist die Verkündigung Jesu Christi (Gal 1,16), nach den Worten Pauls VI. »der Name, die Lehre, das Leben, die Verheißungen, das Reich, das Geheimnis von Jesus von Nazareth, dem Sohn Gottes«⁷; dazu das Leitwort der Versammlung, Jesus Christus gestern, heute und immer (Hebr 13,8). Man kann das Evangelium nicht verkürzen, indem man etwas ausläßt, was nach der heutigen Mentalität des Volkes schwer verständlich ist, denn nicht die Kultur ist das Maß des Evangeliums, sondern Christus ist das Maß aller Kulturen und jedes Menschenwerkes.⁸

6 Vgl. Paul VI., *Evangelii Nuntiandi*, 2, 3.

7 Ebd., 22.

8 Vgl. Johannes Paul II., Eröffnungsansprache, Santo Domingo 6, 3.

Die Neuevangelisierung will die erste Evangelisierung im lateinamerikanischen Kontext nicht ignorieren, sondern von den reichhaltigen Werten, die sie zurückließ, ausgehen, um sie zu vertiefen, zu ergänzen, vorhergehende Schwächen zu verbessern und zu korrigieren. Auch ihr Subjekt ist das gleiche, die Kirche als Volk Gottes, die Hierarchie, die Ordensleute, alle Glieder der Kirche (Nr. 25). Sie will in ihrem Eifer neu sein, in ihrem Feuer, in der Liebe, die danach drängen, dem Herrenwort gehorchend, das Evangelium, die Botschaft des Heils, das allen bestimmt ist, auch allen mitzuteilen. Der apostolische Eifer und die Kraft der neuen Evangelisierung quellen aus einer radikalen Nachfolge Jesu Christi; »so ist der beste Evangelisator der Heilige, der Mann der Seligpreisungen«⁹ (Nr. 28/2), und die neue Evangelisierung ist vor allem ein Ruf zur Bekehrung (Mk 1,15), der zuerst den Evangelisatoren und dann den zu Evangelisierenden gilt (vgl. Johannes Paul II., Eröffnungsansprache, 32). Neuevangelisierung setzt sich zum Ziel, die Botschaft des Evangeliums den einzelnen und bewußt den Völkern und ihren Kulturen zu bringen. Sie will auch neu sein in Methode, Phantasie und Kreativität, und Techniken und Mittel anwenden, die die Wissenschaft bietet, ohne auf diese ihr ganzes Vertrauen zu setzen, um in einer pädagogisch überzeugenden Weise bis in die Mitte der Person und der Gesellschaft vorzudringen, bis zu den Wurzeln der Kultur. Sie will alle Kulturen durchdringen, aber sich keiner unterwerfen, wobei sie immer von der Person ausgeht und zu den Beziehungen der Personen untereinander und zu Gott fortschreitet.¹⁰ Sie will neu sein in ihrem Ausdruck und in ihrer Sprache, indem sie sich der Elemente der Kultur und deren Symbole bedient und das Evangelium so den neuen kulturellen Wirklichkeiten näherbringt. Hinsichtlich der Annahme des Evangeliums setzt die Neuevangelisierung zugleich auf den Pfingstgeist, der es allen ermöglicht, die Wunder Gottes in der eigenen Sprache zu verstehen.

Die Neuevangelisierung sieht in der Förderung der Menschen eine wesentliche Aufgabe, sie fordert lebendigen Glauben, der sich fortsetzt in Werken der Liebe (vgl. Jak 2,14-17). Auch Christus gebot seinen Jüngern Brot zu geben, das er vermehrte für die hungernde Menge. Er heilte Kranke und verbrachte sein Leben damit, Gutes zu tun (Apg 10,38). Am Ende der Zeiten wird er uns in Liebe richten (Mt 25,31-46). Er ist der gute Samariter, der die Nächstenliebe verkörpert, der sich nicht nur rühren läßt, sondern wirksame Hilfe leistet (vgl. Lk 10,30-37). So verlangt die Neuevangelisierung nach einer integralen Befreiung der Person.¹¹

Wie der auferstandene Christus sich den niedergeschlagenen und traurigen Jüngern auf ihren Weg nach Emaus nähert, sie begleitet, um in einem einfachen Dialog auf ihre Sorgen, Freuden und die Traurigkeiten ihres Lebens einzugehen, so will auch die neue Evangelisierung die Brüder und Schwestern begleiten, die Würde jeder Person bestätigen und durch den Glauben ihren täglichen Weg erhelten. Der Sterbende am Wegrand (Lk 10,30-35) stellt die Nöte des Menschen dar, der die Hilfe Jesus braucht (vgl. Nr. 159-160).

9 Johannes Paul II., *Redemptoris Missio*, 90-91.

10 *Evangelii Nuntiandi*, 20, 1.

11 Ebd., 29-39.

5. Die nationalen Gemeinschaften südamerikanischer Staaten

Das Dokument gibt etwas willkürlich und über den Text verstreut einen gewissen Überblick über die kulturelle Situation des Subkontinentes, über die konkreten Kulturen, die derzeit den Lebensinhalt seiner Völker, Stämme und Gruppen bestimmen. Es spricht von einer Vielfalt von Ethnien und Kulturen, von Völkerstämmen und Gruppen; es sagt Ethnien, also Gruppen mit einer eigenen Kultur, und nicht Völker, weil es sich auch oft um ganz kleine Gruppen mit eigener Sprache und eigener Kultur handelt. Es leben auf dem Kontinent Abkömmlinge der Urbevölkerung, Afroamerikaner, Mestizen, Mulatten, Nachfahren von Europäern und Asiaten, nach ihren je eigenen Kulturen, die ihnen die soziale Struktur verleiht und jeder einzelnen dieser Gruppen und Völker eine Weltsicht gibt, die aber zugleich gemeinsam ihre Einheit in ihrer katholischen Identität finden können (vgl. Nr. 244).

Wenn allgemein von der Kultur der Völker Lateinamerikas bzw. Südamerikas die Rede ist, so ist damit die dominierende Kultur der großen nationalen Gemeinschaften der südamerikanischen Staaten gemeint, die sich im Laufe der Geschichte gebildet haben. Oft sind die Übergänge zu den anderen Kulturen fließend, und der einzelne oder die Gruppe können auch mehreren Kulturen angehören. Der zentrale Gehalt dieser Kulturen ist bis auf sprachliche Unterschiede und Nuancen der Mentalität der großen Völker im wesentlichen der gleiche. Sinngabendes Element dieser Kulturen war und ist der katholische Glaube und seine Früchte aus der ersten Evangelisierung. Im Grunde ist es heute eine westliche Kultur, doch sind ihre Wurzeln in der Begegnung mit den Eingeborenenkulturen noch in vielen ihrer Elemente erkennbar. Nicht nur die vorkolumbianischen Kulturen, sondern auch die afrikanischen haben diese Welt mitgeprägt. Der westliche Lebensstil brachte vor allem eine von der Technik bestimmte Zivilisation, die von den Städten ausging, und einen Universalitätsanspruch erhebt, der glaubt, alle beglücken zu können; er brachte auch die Säkularisierung. Das sinngabende Element der südamerikanischen Kulturen wurde weitgehend verdrängt, es kam auch auf diesem Kontinent zu einem Bruch von Glauben und Kultur. Nach der Ideologie des Modernismus steht der Mensch im Mittelpunkt, beherrscht von einem blinden Wissenschaftsglauben, einem Glauben an den Fortschritt, einem Glauben, der ihn autonom macht gegenüber der Natur, die er beherrscht, der Geschichte, die er bestimmt, ja gegenüber Gott, den er ignoriert oder in den persönlichen Gewissensbereich verweist. Der Postmodernismus, der folgte, stellte anlässlich vieler Mißerfolge den unaufhörlichen Fortschritt in Frage, obwohl auch die Kirche die echten Werte des technischen Fortschrittes anerkennt (vgl. Nr. 252/3). Die Zivilisation kann zu einer »Zivilisation der Liebe« (Nr. 61/3) werden, wenn sie die kulturellen Eigenwerte der Völker respektiert und sie teilhaben läßt am echten Fortschritt des technischen Zeitalters.

Die Neuevangelisierung steht in diesem riesigen Kulturraum vor vergessenen oder verlorengegangenen evangelischen Werten, die sie für das Volk neu zu entdecken und zu beleben hat. Sie muß die ganze Kultur in einem neuen Aufbruch zu einer Inkulturation des Glaubens durchdringen. Es gilt alte und neue Herausforderungen zu bewältigen, zu denen auf moralisch-ethischem Gebiet eine weitreichend unverbindliche Ethik, ein verbildetes Gewissen bis zum Verlust des Gefühls für Sünde überhaupt gehört, eine Ethik, die auf einem Mindestkonsens al-

ler, die der führenden Kultur angehören, basiert, ohne die natürliche Moral und die christlichen Normen zu beachten, eine Situations- und Augenblicksmoral, nach dem etwas, was an sich schlecht ist, im Hinblick auf Personen, Umstände und Interessen aufhört, schlecht zu sein, ein Abirren von einer integralen naturgemäßen Sexualität, die aus Männern, Frauen und Kindern eine Industrie der Pornographie und Prostitution macht (in diesem Klima gedeiht heute die neue Geißel der Menschheit, AIDS und die Geschlechtskrankheiten). Eine Mentalität entsteht, die sich direkt gegen das menschliche Leben richtet, wie die erwähnten Kampagne gegen die Geburt des Menschen und für genetische Manipulation und Euthanasie votiert. Die Verfehlungen gegen Menschenwürde und Menschenrechte werden immer größer. Ein Anwachsen der Armut und Misere neben Reichtum und Luxus erfordert eine integrale Förderung der Menschen, die im Elend leben (vgl. Nr. 235). Die Korruption ist in den südamerikanischen Staaten allgegenwärtig geworden, öffentliche Gelder werden schlecht verwaltet, Demagogie, politische Lüge und Populismus greifen um sich, Gesetze werden beschlossen, die im Gegensatz zu den fundamentalen und christlichen Werten stehen.

Erschreckend ist das Anwachsen der fundamentalistischen Sekten, die in dieses Vakuum, das durch den Verlust evangelischer Werte entstanden ist, vorstoßen. Im fanatischen Eifer gehen ihre »Apostel« in allen südamerikanischen Ländern, in den Städten bis zu den Gipfeln der Anden und ins Innere des Urwaldes von Tür zu Tür, von Hütte zu Hütte, um Proseliten zu gewinnen. Sie stützen sich auf einige Stellen der Heiligen Schrift, die sie in ihrem Sinn interpretieren, die sie stereotyp wiederholen und über die sie keine echte Diskussion zulassen. Sie verwenden alle Mittel der Überredungskunst, die Medien, Geschenke, sie scheuen nicht davor zurück, das Volk Gottes und seine Priester verächtlich zu machen, die Bischöfe, den Papst als Antichrist zu beschimpfen und zu verleumden. Sie präsentieren sich tugendhaft, weil sie nicht trinken, nicht rauchen, nicht tanzen, als Gerettete, und sie drohen mit dem unmittelbar bevorstehenden Weltende. Für die Kultur des Volkes, die sie entfremden, haben sie, außer für die Sprache, die sie für die Bibel brauchen, wenig Verständnis. In Ausdrucksformen des katholischen Glaubens des Volkes wie der Heiligenverehrung sehen sie einen Götzendienst; die Glaubensboten der neuen Evangelisierung wollen hingegen in ihnen nicht Feinde sehen, die sie abwehren müssen, sondern verirrte Brüder und Schwestern, die sie wiedergewinnen wollen (vgl. Nr. 26, 147-149; 152, 280/3).

In der Stadt beschränken sich die Beziehungen zur Natur auf die Produktion von Konsumgütern. In den Beziehungen der Menschen untereinander und zu Gott herrscht eine Krise, es fehlt die Mittlerschaft der Natur, die für die ländliche Religiosität so bedeutungsvoll war. In der Stadt sind die schöpferischen Zentren der modernen Wissenschaft und Technologie, die durch Transportmöglichkeiten und Kommunikation auf das Land übergreifen. Durch ausbeuterische und ausschließende Gesellschaftsmodelle wächst auch die Armut in den Städten. Große Ungleichheiten verursachen Intoleranz und Indifferentismus gegenüber der Situation einer allgemeinen Verarmung und Mißachtung des je einzelnen Lebens. Schon Puebla¹² zeigte

12 Puebla, Dokument der III. Generalversammlung des lateinamerikanischen Episcopates, S. 31-39.

die fehlende Übereinstimmung von Glauben und täglichem Leben auf, die zur Ursache der Armut der Länder dieses Kontinents wird, und gab so ein eindrucksvolles Bild der Armut in den Gesichtern der Armen. Die Bischöfe in Santo Domingo fügen das Gesicht der Armut, das entstellt ist vom Hunger, terrorisiert von der Gewalt, gealtert von unmenschlichen Lebensbedingungen und verängstigt in der Sorge um das Überleben der Familie hinzu, entstellt von der Armut infolge von Inflation und Auslandsverschuldung, enttäuscht durch die Politiker und deren Versprechungen, gedemütigt durch die eigene Kultur, die nicht respektiert, ja verachtet wird. Sie sprechen von den verängstigten Gesichtern der Kinder, die in den Metropolen, wo es soviel Luxus gibt, auf der Straße leben und unter den Brücken schlafen. Sie sprechen auch von den gedemütigten Gesichtern der Frauen und den müden Gesichtern von Flüchtlinge ... In allen diesen leidenden Gesichtern können wir die Züge Christi erkennen (vgl. Mt 25,35-40.42-45). Die Bischöfe fordern von den Christen Bekehrung und Hilfe (vgl. Nr. 178/3). Evangelisieren heißt das zu tun, was Christus machte, als er im Tempel zeigte, daß er kam, um die Armen zu evangelisieren (Lk 4,18-19). Er, der reich war, machte sich arm, um uns zu bereichern mit seiner Armut (vgl. 2 Kor 8,9). Er fordert von den Evangelisatoren das Zeugnis der Armut in ihrem Lebensstil, den er vorlebte. In diesem Sinn erneuern die Bischöfe in Santo Domingo feierlich ihre Option für den Vorrang der Armen bei der Evangelisierung (Nr. 178/2, 296).

6. Die »Mestizenkultur«

Diese Kultur entstand aus der Begegnung der iberisch-katholischen mit den vorkolumbianischen Kulturen. Später fanden auch afrikanische Elemente in ihrer Aufnahme. Ihr Träger war ursprünglich, ethnisch gesehen, ein Mestizentum, das sich in den großen Ländern des Kontinents seit dem 1. Jahrhundert entwickelte (vgl. Nr. 1,244,247). Heute besteht diese Kultur als eine Art Subkultur im Kulturraum der nationalen Gemeinschaft weiter. Ihr gehören heute überwiegend das arme, einfache Volk¹³ an, ethnisch wie Ureinwohner, überwiegend Mestizen, Mulatten und Afroamerikaner, Nachkommen der Ureinwohner, aber auch direkte Nachfahren von Eropäern und Asiaten. Ihre Wohngebiete sind die Außenbezirke der Metropolen und Städte sowie der Dörfer auf dem Land. Als Siedler am Rande des Urwalds werden sie in den spanisch sprechenden Ländern »Colonos«, in Brasilien »Caboclos«, Hinterwäldler genannt, in den Bergen der Anden »Campesinos«. Ihre Sprache ist überwiegend die der nationalen Gemeinschaft. Mitunter ist es auch eine vorkolumbianische Sprache, etwa bei den Campesinos in den Anden mit ihrem Quechua. Viele von ihnen sind auch zweisprachig. Wertvoll als Ausdruck dieser Kultur ist der Lebensstil, der sie prägt in seiner Einfachheit, ihrem Sinn für die Familie und Großfamilie, dem Sinn für Nachbarn, für Gemeinschaft, gemeinsames Arbeiten, gemeinsames Feiern und gemeinsames Brauchtum. Diese Kultur brachte ein großes handwerkliches Können und eine phantasievolle Kunst hervor, die etwa die moderne Kunstrichtung des Naiven weit überragt. Viele ihrer An-

13 Vgl. *Evangelii Nuntiandi*, 48/5.

gehörigen sind Analphabeten, doch findet man bei ihnen eine Weisheit, die aus der Erfahrung von Generationen schöpft und auch heute, einem Instinkt folgend, Antworten auf Probleme weiß. Von großer Bedeutung für die ganze nationale Gemeinschaft und den gesamten Kontinent Südamerika ist ihre Volksreligiosität (Volksfrömmigkeit, -religion). In ihr fand der »katholische Glaube«, den die Spanier brachten und den die erste Evangelisierung verkündete, in einer echten Inkulturation seinen kulturellen Ausdruck (vgl. Nr. 36,247).¹⁴ Unter den hohen evangelischen Werten, die diese Volksreligion kennzeichnen, sind in der gegenwärtigen allgemeinen kulturellen Situation des Kontinentes wohl die tiefe Beziehung zu Passion und Kreuzestod Christi die bedeutendsten. Die Unterdrückung und das Unrecht, die dieses Volk durch Jahrhunderte bis zum heutigen Tag immer wieder erlebte, mag viel dazu beigetragen haben. Die Wahl des Gekreuzigten als Pfarrpatron unter verschiedenen Titeln wie etwa »Señor de la soledad, Herr der Einsamkeit, der Verlassenheit« bezeugt dies. Auch wenn Christus, der König, Patron ist, wird er als Kruzifix dargestellt. Das Kreuz ist im Sinne der Volksreligion auch Zeichen der Hoffnung, der Erlösung und der Freude. Darunter fällt auch das ausgelassene Singen und Tanzen mit einem in der Messe geweihten Kreuz, die von den Missionaren oft so entschieden bekämpft wurden. Charakteristisch ist dieser Volksreligion auch die Verehrung der Mutter Gottes als Mutter Christi, Mutter der Kirche, als Modell der Kirche und des Glaubens angesichts jeder menschlichen Not. Sie ist der »Stern« der neuen und alten Evangelisierung. Maria ist, wie die Bischöfe sagen, in der Verehrung des Volkes dessen Mutter und Erzieherin, sie ist das entscheidende Merkmal der Kultur des Kontinentes und seiner Identität. Diese fand in ihrer Erscheinung mit einem Mestizenantlitz zu Beginn der ersten Evangelisierung lichtvollen symbolischen Ausdruck. Sie hinterließ ihr Bild auf dem Poncho des seligen Indianers Juan Diego in Guadalupe.¹⁵ Verehrt wird sie unter vielen Titeln als »Virgen«, Jungfrau, als unbefleckte Empfängnis, als immerwährende Hilfe, als Königin des betreffenden Landes ... Ihre Verehrung überstrahlt die Verehrung der Heiligen, die ebenso wie sie zu Patronen, Schützern und Schützerinnen, geistigen Herren und Herrinnen und Vorbildern gewählt werden. So wird jede Heilige – auch die Patronin meines Andendorfes Maria Magdalena – und die heiligen Witwen »Virgen«, Jungfrau genannt, weil sie in der Jungfrau den höchsten Grad der Hingabe und der Demut – Verfügbarkeit – sehen. Die Marien- und Heiligenverehrung ist zugleich Ausdruck der Offenheit hin zur Weltkirche. Das gleiche gilt für die Verehrung, die man dem Heiligen Vater entgegenbringt. Ehrfurchtsvoll und liebevoll ist auch die Beziehung zum Priester, den man Doktor und Padrecito (Väterchen) nennt. Die Volksreligion anerkennt die menschliche Würde und vermittelt Solidarität und Brüderlichkeit. Sie hat die Fähigkeit, den Glauben in der Liturgie ausdrucksstark zu feiern und die Sakramente in das persönliche und soziale Leben tief zu integrieren. Sie ist fähig zur totalen Sprache, die Rationalismen überwindet, die Gesang, Bilder, Farben und Tanz einschließt. Sie verbindet den Glauben mit der Zeit in den religiösen Festen, mit Orten und Heiligtümern der Kirche. Sie hat ein tiefes Bewußtsein von Sünde und der Notwendig-

14 Vgl. Puebla, Dokument der III. Generalversammlung, a.a.O., S. 444, 445, 447-450.

15 Vgl. ebd., S. 446.

keit ihrer Sühne. Ehrfurcht charakterisiert sie gegenüber dem Priester als Repräsentanten Gottes, gegenüber den Eltern und Geschwistern. Es gibt kaum jemanden, auch nicht unter den Intellektuellen, der sich in der Beichte nicht etwa anklagt, er habe Vater, Mutter, dem älteren Bruder widersprochen. Eine christliche Weisheit, obwohl das Glaubenswissen eher gering ist, läßt in einem evangelischen Instinkt erkennen, wann man der Kirche wirklich dient und wann man das Evangelium aushöhlt und mit anderen Interessen überlagert. Puebla spricht von der Fähigkeit, Massen zu versammeln, der Sensibilität für Wallfahrten und Pilgerfahrten als Symbole der menschlichen und christlichen Existenz. Zur großen Prozession mit dem Gnadenbild des Herrn der Wunder, das zur Zeit der Sklavenbefreiung von einem Afroamerikaner gemalt wurde, strömen Hunderttausende nach Lima. Sie kommen, wie ich es erlebte, aus vielen Ländern des Kontinentes, aus allen Schichten der Bevölkerung, arm und reich, und finden, bekleidet mit einem violetten Bußkleid, in diesen Tagen die Seele ihrer Kultur. So stellt die Volksreligion selbst eine Kraft dar, mit der sich die nationale Gemeinschaft evangelisiert. Sie hat allerdings auch ihre Schattenseiten (vgl. Nr. 39), vor allem das düstere Erbe aus vorkolumbianischer Zeit mit seiner Vorstellung vom Weiterleben der Seele, die auf die Irdischen neidisch und feindlich gesonnen ist, Magie, Fetischismus und Idolatrien sowie einen tiefgreifenden Fatalismus. Die Neuevangelisierung steht hier vor der großen Aufgabe, die Volksreligion zu evangelisieren, die eine bedeutende Kraft gegen die kulturentfremdenden Sekten darstellt.

7. Die indianischen Kulturen und die Evangelisierung

In seiner Botschaft an die Eingeborenen anlässlich des 500-Jahr-Jubiläums aus Santo Domingo spricht der Heilige Vater ebenso wie die Bischöfe in ihrem Dokument mit großer Liebe und Wertschätzung von den Ureinwohnern des Kontinentes und ihren hohen kulturellen Eigenwerten. Sie sprechen nicht von Indios, Indianern, wohl weniger wegen des Irrtums des Kolumbus, der glaubte, den Seeweg nach Indien gefunden zu haben, als vielmehr wegen der Diskriminierung, die es noch immer gibt, so daß selbst die Indianer nicht so genannt werden wollen. Sie sprechen von »indigenas«, »nativos« und »aborigenes«, Eingeborenen, Ureinwohnern. Der Papst und die Bischöfe heben hervor, daß die hohen kulturellen Eigenwerte der Indianer Früchte jener Samenkörner des Wortes seien, die in den vorkolumbianischen Kulturen gegenwärtig waren. – Raum dieser Kulturen sind die Randgebiete, die entlegensten und am schwersten zugänglichen Gebiete in den Staaten Lateinamerikas.

Hier sollen kurze Einblicke in autochthone Indianerkulturen der Gegenwart gegeben werden, um anhand einiger Beispiele zu zeigen, welche Herausforderungen ihre Evangelisierung stellt.

Seit 1953 lebte ich über viele Jahre mit den Indianern im mittleren Becken des Rio Xingu zusammen. Es waren verschiedene Stammesgruppen der Kayapó¹⁶, ei-

16 Vgl. A. Lukesch, *Der Tapir, der an der Himmelsstütze nagt. Mythos und Leben der Kayapó*. Wien/Köln/Weimar 1994, S. 13ff., 17ff.

gentlich eines Steppenvolkes, das in den Norden nach Amazonien gewandert war. Gemeinsam war ihnen allen, daß sie noch vollkommen vom Stammesleben bestimmt waren. Im Jahre 1971 gelang mir gemeinsam mit meinem Bruder der erste friedliche Kontakt zu dem Tupivolk der Asurini¹⁷, die bisher völlig abseits jeder modernen Zivilisation lebten. Das Unternehmen war aus rein humanitären Gründen dringend notwendig geworden, weil es mit dem Baubeginn der großen Überlandstraße Transamazonica, das mit einer Besiedlungspolitik verbunden war, zu dramatischen Zwischenfällen mit vordringenden Bautrupps und Siedlern kommen konnte. Schließlich lebte ich noch mit den Araweté zusammen, einem Urwaldstamm, der noch später aus eigener Initiative aus den Wäldern gekommen war. Man nennt solche Völker in der Ethnologie »schriftlose Völker« oder noch häufiger »Naturvölker«, weil sie in einer höheren Abhängigkeit von der Natur leben als die zivilisierten. Letzteres wurde als ein Negativum angesehen, während heute gerade ihre Naturverbundenheit als ein großer Vorzug erscheint. Die Kayapó sind ein Jägervolk, dessen Übergang zum Ackerbau erst wenig zurückliegt; die Asurini und Araweté waren ein typisches Urwaldvolk und Bauern. Alle diese Stämme sind streng anthropozentrisch, nur die Leute ihres Stammes bzw. Dorfes sind für die Kayapó Menschen; die Asurini nennen sich Awa-eté, wahre Menschen. Ausdruck des Menschseins ist die eigene Sprache: Als ein Flugzeug der Luftwaffe in der Nähe unseres Kayapó-Dorfes auf der Steppe landete und die Besatzung ins Dorf kam, sagten die Indianer uns, daß wir ihre Verwandten und Freunde seien, diese Fremden aber nicht einmal reden könnten. Es gibt eine tiefe Beziehung dieser Indianer zur Erde (Heimat, Welt), bei den Kayapó vor allem zur Steppe. Sie drückt sich in einem innigen Heimatgefühl aus; diese Erde, ihre Welt, hatte für sie keine Grenzen. Auch dies ist wiederum ambivalent. Der Wald erscheint ihnen auch als feindliche Macht. Es gab Indianer, die sich im Wald verirrt und wahnsinnig wurden.

Die Verbindung mit dem Natürlichen und Naturgegebenen herrscht auch in ihrer Gesellschaft, wie dies die Einteilung in Altersklassen bei den Kayapó zeigt, bei den Männern beginnend mit dem Kind, das noch keinen Namen hat und als Geist bezeichnet wird. Die bedeutendste Klasse ist die Klasse der Alten, also der Männer in der Vollkraft ihrer Jahre mit etwa 35 Jahren oder der Männer, deren Frauen mehr als ein Kind haben. Eine parallele Klasseneinteilung gibt es bei den Frauen. Das Element des Wassers hat in der Kayapó-Mythologie eine besondere Bedeutung als Kraftquelle. So beginnt auch der Lebenslauf mit dem ersten Bad des Kindes. Bei den Reiferiten der jungen Kayapó wird ihnen von ihrem »Pater« der Mythenschatz ihres Volkes übergeben. Ein Dualismus, der bei den Kayapós in allen Lebensbereichen erkennbar ist, führt zu einer Teilung des kreisrunden Dorfplatzes (Abbild der Sonne) in zwei Hälften, die auch für die Klasse der Männer kennzeichnend ist, die von je einem Häuptling Benyadyore (»der, der für alle da ist«) geführt wird. Beide leiten gemeinsam in ständiger Rivalität die Gemeinschaft. Ein absolutes Rollenbewußtsein der beiden Geschlechter herrscht bei allen diesen Stämmen, so gibt es Männer- und Frauenarbeiten. Der Mann ist verbunden mit

17 Vgl. Ders., Schamanen am Rio Xingu. Neuentdeckte Indianderstämme im brasilianischen Urwald. Wien 1990, S. 13ff.

der Jagd, die Frau mit der Mutterschaft, der Fruchtbarkeit, sie ist die mythische Erfinderin des Ackerbaus und mit der Pflanzung beschäftigt. Ihr Weltbild wird von Mythen bestimmt. Sie erzählen von einer Vorzeit, an deren Ende große Kulturbringer und Wesen mit überirdischen Kräften Welttaten vollbrachten, die zur jetzigen Seinsordnung führten. Der Weltenbau ist stockwerkartig; ein richtiger Schöpfungsmythos fehlt. Die Menschen stammen nach dem Kayapó aus einer anderen Welt jenseits des Himmelsdaches; dann verwandeln sich Menschen-Frauen in Fische, und die Menschenkinder, die sie gebären, kommen wieder aus einer anderen Welt, aus der Tiefe des Wassers.

Im Sinne des anthropozentischen Denkens der Kayapó wird ein Ahne zur Gottheit. Er ist ein gewaltiger Jäger; in der Vorzeit von seinen Gefährten um die Jagdbeute betrogen, schnitzt er sich die erste Kriegskeule und steigt zum Himmelsdach empor, überirdische Macht erlangend im kosmischen Bereich. Er wird zu einem indianischen Zeus. Seine Keule schwingend, schleudert er Blitze auf die Erde und tötet Menschen wahllos am Fluß, in der Steppe und im Wald. Die Begrüßung der Sonne durch einen Chorgesang am Morgen deutet auf ihre Verehrung. In ihrer Sprache wird die Sonne von einem verwandten Stamm als *mebam* (»Vater der Menschen«) bezeichnet. Bei den Asurini ist Mahira und bei den Araweté ist Mai eine Art höchstes Wesen, das über einem Pantheon der Geisterwelt steht.

Bei den Kayapó ist der Mediziner Wayangari, und bei den Asurini und Araweté sind es die Schamanen und Mediziner *paie* bzw. *peié*, die die Mittler zwischen den Geistern und der transzendenten Welt sind. Bezeichnend für die Offenheit ihrer religiösen Kultur zum Transzendenten ist wohl auch, daß sie uns Priester und Missionare ebenso nannten, und Mediziner und Schamanen unsere besten Freunde waren. Die Kapelle des Missionars nannten die Kayapó spontan *Mekaron Nyurukwá*, Wohnung des Geistes.

Durchaus würdig, aber zugleich erschreckend ist das Begräbnis bei den Kayapó. Vor dem offenen Grab beklagen weibliche Verwandte mit schrillen Stimmen den geliebten Toten und fügen sich im realistischen Mitleid mit Keulen oder Buschmessern selbst Verwundungen.

Für Schatten, Bild, Geist, Seele haben sie das gleiche Wort *karon*, *mekaron*. Sitz der Seele ist die Leber, aber auch die Knochen. In der Mythologie ist häufig von Totenerweckungen die Rede, die durch Zusammenfügen von Knochen zustande kommen. Sie glauben alle an ein Weiterleben nach dem Tod. Auf der Steppe umherirrend, führen die Totenseelen ein schattenhaftes düsteres Dasein; sie sind den Menschen feindlich gesonnen. In ihrem so starken diesseitigen Weltbild glauben die Kayapó, daß die Totenseelen die Menschen um ihr irdisches Dasein beneiden. Sie kommen öfter nachts ins Dorf, beschatten die Irdischen und bringen ihnen Krankheit und Tod. Die Asurini glauben an eine Geistseele, die nach bestimmten Läuterungen durch Tod und Wiedererweckung zum Himmelsbewohner wird. Bei der Leiche bleibt die Körperseele, die sich in einen Nachtaffen verwandeln kann und dem Menschen gefährlich wird. Schließlich entweicht die Körperseele als Beutelratte dem Leichnam.

Bei den Kayapó fand ich eine Identifikation von Ästhetik und Ethik. Das gleiche Wort für »schön« gilt auch für »sittlich gut«, und das Wort für »häßlich, sehr häßlich« auch für »böse und sündhaft«. Die Sittenordnung ist in der Seinsordnung

begründet, diese hat ihren Ursprung in den Welttaten von Kulturbringern und Wesen mit übernatürlichen Kräften. Die Grenzen vom Natürlichen zum Übernatürlichen sind für alle diese Indianer durchaus fließend.

In ihren Ansprachen, um den nächtlichen kreisrunden Dorfplatz schreitend, wenn es im Dorf schon still geworden ist und nur in den Hütten die Feuer brennen, tragen die Häuptlinge immer wieder in einer Sittenpredigt fast den ganzen Dekalog vor, du sollst nicht töten, du sollst die Frau deines Nächsten nicht rauben, du sollst nicht »Hunger«, Begierde nach ihr haben, du sollst nicht Tiere töten bloß aus Jagdlust, sondern nur um zu essen ... Der Häuptling trug früher dabei gleichsam als Verdinglichung seiner Worte eine große Rundkeule, später ein Gewehr in den Händen.

So nahm ich bei meiner Predigt das Missionskreuz in die Hände. Die Kayapó-Bezeichnung für Fest hat den gleichen Namen wie *toro* (»Tanz, Gemeinschaftstanz der Männer bzw. der Frauen«) oder *ngreere* (»Chorgesang der Männer bzw. der Frauen«). Es ist immer eine kultische Erinnerungsfeier des Werdens der Welt, eine dramatische Aufführung der Welttaten, von denen der Mythos berichtet, und die die Seinsordnung begründen, zu der sie sich bekennen. Durch Gesänge und Tänze in prächtigem Schmuck von Ara-Papageien- und Adlerfedern als Höhepunkt indianischer Kunst erleben sie das Werden der Welt. Spontan nannten sie unsere Eucharistiefeier *Wayangari-toro* (»Fest des christlichen Medizinmannes«). Das indianische Fest ist ein überzeugendes Erlebnis der Ehrfurcht vor allem Heiligen und einer tiefen Religiosität, wie sie Paulus bei den Athenern vorfand (Apg 17,22-23).

Das große Ritual des Asurini-Schamanen, bei dem die ganze Gemeinschaft mitwirkt, wird ebenfalls zum Fest. Auf seinem Höhepunkt beschwört er über den an der Stirnseite eines Geisterhäuschens horizontal befestigten Balken, einer Art Altar, Geister und Geisterkraft auf die Erde herab. In einer Meditation, verbunden mit leidenschaftlichem Tanz zum zischenden Geräusch einer Rassel und Indoxierung mit Tabakrauch, verfällt er in die Extase einer Trance. Gestorben für die Welt, hat er dann das mystische Erlebnis einer Himmelsreise und gewinnt die Kraft, geraubte Seelen wieder einzufangen, Kranke zu heilen und sich mit den Überirdischen zu vereinen. Der Araweté-Schamane bemüht sich in einem einsamen nächtlichen Tanz im gleichen Sinne um den Kontakt mit den Überirdischen, nur von einer Frau begleitet, die ihm die qualmende Tabakpfeife reicht. Das Aufstampfen mit dem Fuß im rhythmischen Tanzschritt, bestimmt von einer Tanzrassel mit Arafedern zeigt an, wann er glaubt, daß der himmlische Geist Mai in ihm gegenwärtig wird. In all diesen urtümlichen Glaubensvorstellungen, Riten, Handlungen und Taten, ausgeführt von Menschen, die alle nach dem Ebenbild Gottes geschaffen sind, leuchtet immer wieder etwas von der ewigen Wahrheit auf, finden sich Samenkörner eben jener Wahrheit, von denen die Kirchenväter reden. Immer wieder brauchen diese Eigenwerte auch eine Läuterung oder Korrektur, eine Ausrichtung hin zu dem, der der Weg, die Wahrheit und das Leben ist. Sie bedürfen der Evangelisierung.

Die Kayapó haben ein Kraftideal: der Mann, dessen Arm stark ist, »meō-a-paitoit«, ist ihr Idealbild, es ist der Mann, der sich gegen alle Widerstände durchsetzt, und das Zeichen hierfür ist eine Tätowierung in V-Form auf der Brust, die anzeigt,

daß er (einen Feind) getötet hat. Die gleiche Tätowierung trugen auch die Asuriní; sie zeigte an, daß ihr Träger einen ihrer damaligen feindlichen Brüder, einen Araweté, getötet hatte. Es liegt am Missionar, ihnen zu zeigen, welche Kraft der einsetzte, der von Herzen sanftmütig und demütig war, um die Welt zu erlösen.

Eine »inkulturierte Evangelisierung«, d.h. eine Verkündigung, die die Evangelisierung dieser Kulturen zum Ziel hat, wird an die geschilderten Kulturelemente anknüpfen. Sie wird auch manches kritisieren müssen, um diese Menschen in eine glücklichere Zukunft und zum Heil zu führen. Die scharfe Religionskritik des Apostels Paulus gilt da und dort auch für die so stark weltimmanente mytische Weltanschauung der Kayapó und für das üppige Pantheon der Asuriní und Araweté. »Seit der Erschaffung der Welt wird seine (Gottes) unsichtbare Wirklichkeit an den Werken der Schöpfung mit der Vernunft wahrgenommen ... Sie (aber) vertauschen die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes mit Bildern, die einen vergänglichen Menschen und fliegende, vierfüßige und kriechende Tiere darstellen« (Röm 1,20.23)

Evangelisierung setzt immer die Bekehrung von Trägern dieser Kulturen voraus; unter ihnen gibt es solche, die sie in besonderer Weise repräsentieren wie etwa die Klasse der kraftvollen Männer, der »Alten« bei den Kayapó und der Schamanen bei den Asuriní und Araweté.

Grundsätzlich ist festzuhalten, daß, so wichtig und auch bedeutungsvoll die Erhaltung der echten kulturellen Eigenwerte für die Zukunft ist, die Mission sich dennoch bei der Belebung der kulturellen Eigenwerte auf jene beschränken wird, die noch zum Lebensinhalt des betreffenden Volkes oder Stammes gehören. Der Missionar wird also nicht, wie es oft überspitzt gefordert wurde, eine Urkultur rekonstruieren müssen und diese den Indianern lehren, ihnen längst vergessene Mythen wieder erzählen und erst dann mit der Evangelisierung beginnen dürfen. Dazu ist das Wort des hl. Paulus zu gewaltig, »weh mir, wenn ich das Evangelium nicht verkünde« (1 Kor 9,16). Es bleibt zudem die Frage: Wo ist denn bei dem ständigen Wandel der Kultur diese Urkultur überhaupt zu finden?

Auch die Evangelisierung ist im Geiste des Apostels auf die Heilserwartung, auf die Zukunft hin ausgerichtet: »Ich vergesse, was hinter mir liegt, und strecke mich nach dem aus, was vor mir liegt. Das Ziel vor Augen, jage ich nach dem Siegespreis: der himmlischen Berufung, die Gott uns in Christus Jesus schenkt« (Phil 3,13-14)

Unaufhaltsam dringt die westliche Kultur, das technische Zeitalter der Zivilisation auch in die entlegenen Gebiete, in denen Indianer wohnen, vor. Die materiellen Güter dieser Zivilisation üben, wie ich es immer wieder erlebte, eine ungeheure Faszination auf die Indianer aus; es ist nicht etwa der prüde Missionar, der sie unbedingt bekleiden will, sondern es sind die Tieflandindianer selbst, die stürmisch nach Kleidern verlangen. Ein ganz wesentlicher Punkt des Indianerproblems ist es ja, sie teilnehmen zu lassen an dem echten Fortschritt unserer Zivilisation unter möglichster Bewahrung ihrer kulturellen Eigenwerte. Durch die Begegnung mit dem technischen Zeitalter beginnt für die Indianer eine neue Epoche. Sie brauchen eine Führung in der neuen Welt, die sie nicht kennen. In dem Zusammenhang ist es notwendig, von dem so oft gebrauchten Klischee des Paternalismus Abschied zu nehmen. Die Kayapó haben ein böses Wort für den, der zu ihnen kommt und

ihnen nichts bietet, »meō kaigō« (»ein Blindgänger«). Seine Freundschaft kann der Missionar ihnen zuerst nur durch Geschenke beweisen, die er ihnen bringt und bei denen er die rechte Wahl treffen muß. Venezianische Glasperlen, welche die ersten Missionare brachten, waren kein schlechtes Geschenk. Sie wurden von den Indianern sofort in ihren Festschmuck integriert. Der Missionar muß ihnen zeigen, daß er für sie etwas bedeutet; auch seine Behandlung der Kranken, sein Rat, aber auch seine Predigt, die sie immer ernst nehmen, kann ihnen dies beweisen. Von besonderer Bedeutung ist seine Schule. Sicher wird sie immer eine gewisse Entfremdung bedeuten. Andererseits ermöglicht sie, wenn sie zweisprachig ist und Indianer selbst zu Lehrern werden, eine harmonische Integrierung in die nationale Gemeinschaft und befähigt somit die Indianer, sich zu behaupten und ihre Rechte zu verteidigen.

Für die Probleme und die menschliche Förderung nicht nur der Indianer, sondern auch der Campesinos in den Anden, ebenso wie der Colonos, der armen Siedler am Rande unserer Zivilisation, ist die Landfrage von entscheidender Bedeutung. Der Missionar und die Kirche müssen den Indianern bei ihrem Kampf um die Erhaltung oder Rückgewinnung ihres Land helfen. Ebenso müssen sie die Campesinos und die Siedler unterstützen, Anteil an dem unendlich weiten Land Lateinamerikas zu haben. Die Landfrage ist auch verbunden mit dem ökologischen Problem, das human gelöst werden muß, da sich das Problem zu einem Weltproblem ausweitet. Das Niederbrennen des amazonischen Urwalds und anderer Wälder Lateinamerikas hat schon genug Schaden verursacht. Um den Indianern wirklich zu helfen, muß man sich jeder übertriebenen Romantik enthalten; auch ihre Brandrodung hat den Boden ausgelaugt, wenn auch beim Wechsel der Ackerfläche dort wieder der Dschungel wuchern konnte. Die geringe Zahl ihrer Bevölkerung hat kaum Schaden anrichten können. Ihre Naturverbundenheit ist ebenfalls ambivalent, wenn man an das Fischen mit Timbó denkt, bei dem der Fluß durch eine Reuse abgesperrt, das Wasser vergiftet und die ganzen Laiche vernichtet werden, um nur an einem einzigen Tag ein großes Festmahl zu halten. Auf der anderen Seite ist das absolute Gebot, du sollst jagen, nur um zu essen, das sich dem 5. Gebot gleichsetzen läßt, wiederum überaus beeindruckend.

Die Teilkirche der nationalen Gemeinschaft muß die Indianer verteidigen gegen politische Tendenzen, die die autochthonen Kulturen durch eine gewaltsame Integration zum Verschwinden bringen oder sie von der nationalen Realität isolieren bzw. marginalisieren wollen.

Was den notwendigen Einsatz der Kirche für die Anerkennung der indianischen Völker und Kulturen durch die nationalen und internationalen Gesetze mit den garantierten Rechten auf Gestaltung ihres politischen und kulturellen Leben, ihrer Sprache, ihrer Ahnenbräuche, kurz: für ihre Gleichberechtigung mit den anderen Völkern der Erde (Nr. 251/1) anlangt, so wäre es wohl zugleich utopisch, die Bildung von Indianerstaaten zu fordern; eine weitgehende Autonomie für ihre Gemeinschaften allerdings sollte unbedingt erreicht werden.

Entwicklungshilfe dürfte nicht nach den in Europa oder den Vereinigten Staaten vorgefertigten Modellen erfolgen, sondern in einer Hilfe zur »Selbstentwicklung«, die sie ihr eigenes Schicksal gestalten läßt (Nr. 251/2). Auch dafür wäre der Missionar, der unter ihnen lebt, der gegebene Mittler.

Die Bischöfe rufen in Santo Domingo zu der Großzügigkeit auf, auch Missionare aus Lateinamerika zur *missio ad gentes* (zur Evangelisierung der Völker, die noch nicht evangelisiert sind) in die Welt zu senden (vgl. Nr. 125-128). Sie sprechen davon, wie das Evangelium verkündet werden soll und zwar mit dem Zeugnis einer »demütigen, verständnisvollen und prophetischen Weise, indem man das Wort (die Verkündigung) durch einen respektvollen offenen und brüderlichen Dialog bekräftigt« und »wir uns bemühen, ihre eigenen Sprachen zu kennen« (vgl. Nr. 248/2).

Diese Erklärungen sind gleichzeitig auch eine Schwachstelle des Dokuments. Auch in Lateinamerika gibt es indianische Stämme und Gruppen, die noch nicht evangelisiert sind.

Die notwendige Bekehrung, d.h. die freiwillige völlige Hingabe und Gefolgschaft für Christus¹⁸, kann man, was die menschliche Seite betrifft, fast immer nur durch langandauernden Dialog erreichen. Voraussetzung für diesen Dialog ist es natürlich, die Sprache der betreffenden Indianer zu kennen. Wie viele Missionare kennen aber Indianersprachen wirklich? Gerade in der heutigen Zeit ist es oft der Fall, daß der Missionar in seiner europäischen oder amerikanischen Heimat sehr viel von den Indianern und ihren Kulturen spricht, daß man sich aber in der Diözese Südamerikas, in der er arbeitet, tatsächlich nur sehr wenig um die Indianer kümmert oder kümmern kann. Die Schwierigkeit liegt vor allem darin, daß die indianischen Stämme weit abseits in der Wildnis leben; oft ist man z.B. in Amazonien zwei Wochen mit dem Kanu unterwegs, um zu ihnen zu gelangen. Noch größer ist die Schwierigkeit, die darin besteht, daß es eine Unzahl von indianischen Völkern, Gruppen und Ethnien gibt, und jede Gruppe, wenn sie auch nur weniger als hundert Personen zählt, eine eigene Sprache, Religion und Kultur besitzt. Auf der anderen Seite stehen Millionen Gläubige und Christen, in den Metropolen und Städten und den vielen, vielen zivilisierten Dörfern, die den Priester brauchen. Es herrscht Priestermangel; es fehlen die Hirten.

So ist es eine Tatsache, daß viele indianische Völker und Gruppen nur von Pastoren mit ihren Familien, von Methodisten, Baptisten und Sektenanhängern, die fundamentalistisch und kulturentfremdend, aber mit großen persönlichen Opfern arbeiten, oder aber von einigen Funktionären eines positivistisch eingestellten staatlichen Indianerschutzes betreut werden.

Es ist zu hoffen, daß die so heftig geführte Diskussion zum Jubiläumsjahr und das Dokument von Santo Domingo hier die Wende bringen. Durch die Geschichte sind wir den Völkern, die einmal Herren des Kontinentes waren, zutiefst verpflichtet. Dies rechtfertigt auch das größte pastorale Opfer für die Indianer im Geiste des guten Hirten (Joh 10,16; Luk 15,3-6).

8. Die afroamerikanischen Kulturen

Das Dokument von Santo Domingo verbindet, die Worte Johannes Pauls II. in seiner Generalaudienz vom 21. Oktober 1992 aufgreifend, seinen Aufruf zur Evangelisierung der Afroamerikaner mit der Bitte um Vergebung vor der unendlichen

18 Vgl. *Evangelii Nuntiandi*, 46, 2.

Heiligkeit Gottes für alles Schlimme, das sie und die eingeborenen Völker im Laufe der Geschichte erfuhren und »das bestimmt war durch Sünde, Ungerechtigkeit und Gewalt« (Nr. 248/1, 249)

Nach dem Greuel der Sklavenjagden in Afrika wurden Millionen Schwarzafrikaner aus ihren Ländern verschleppt, von ihren Familien getrennt, aus ihren Stammesverbänden gerissen und in Ketten über den Ozean nach Südamerika gebracht. Sie wurden wie Ware gehandelt. Bis heute leidet die überwältigende Mehrheit von ihnen weiter unter Rassismus und Diskriminierung. Trotz allem haben die Afroamerikaner nie aufgehört, um die Erhaltung ihrer Kulturen und ihrer Identität zu kämpfen. Nach der Sklavenbefreiung verließen sie in der Euphorie über die gewonnene Freiheit die Plantagen, »haciendas« (span.), »fazendas« (port.), ihrer ehemaligen Herren und deren Arbeitsstätten und strömten in die großen Metropolen und Städte, wo sie als Ärmste der Armen lebten und leben. Gruppen von ihnen bildeten eigene Dörfer auf dem Lande. Sie sprachen die Sprache der großen Völker, mit denen sie den Lebensraum teilten, fanden aber nirgends richtigen Anschluß und eine organische Integrierung in deren Zivilisation. Die Verfassungen der südamerikanischen Staaten verkünden feierlich die Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetz und den Ausschluß jedes Rassismus und jeder Diskriminierung wegen der Hautfarbe, aber die Wirklichkeit sieht anders aus. Die Afroamerikaner leben am Rand der Gesellschaft und wohnen auf den Hügeln der brasilianischen Metropolen Rio und Saõ Paulo und den Außenbezirken und Armenvierteln anderer Städte lateinamerikanischer Staaten sowie in den armen Dörfern des Landes. Auch Mulatten teilen ihr Schicksal. Groß ist unter ihnen der Analphabetismus. Es gibt nur wenige farbige Ärzte, Richter, Professoren, Abgeordnete. Vor allem die weißen Intellektuellen in den lateinamerikanischen Staaten brüsten sich, es gäbe in ihrem Land keinen Rassismus. Oft ist dieser auch nicht so augenscheinlich. Nur mit großen Schwierigkeiten wird aber ein Farbiger, der in eine weiße Familie »eindringt«, von dieser akzeptiert. Noch immer werden sie und ihre Nachkommenschaft als Schandfleck der Familie gesehen. In den großen Geschäften, Läden und Banken der Metropolen wie Saõ Paulo und anderen lateinamerikanischen Städten gibt es keine schwarzen Angestellten, und in den Banken und Ministerien sind sie nur Portiers, das dienende Personal, Botengänger, Fensterputzer und die Müllmänner. Selbst bei den Indianern erleben sie, wie ich es beobachten konnte, Diskriminierung. Es gibt nur äußerst wenige »Cafusos«, Mischlinge von Indianern und Schwarzen.

Die Bischöfe erklären in Santo Domingo: »Wissend um das Problem der Marginalisierung und des Rassismus, der auf der schwarzen Bevölkerung lastet, will die Kirche in ihrer evangelisatorischen Aufgabe teilnehmen an ihren Leiden und sie begleiten und unterstützen in ihrem legitimen Verlangen und der Suche nach einem gerechteren und würdigeren Leben für alle« (Nr. 249/1). Die Bischöfe wollen sich für die Menschenrechte der Afroamerikaner einsetzen. Dazu gehört auch die Bekämpfung des Analphabetismus und die Garantie einer Schulbildung, die keine Diskriminierung kennt und ihrer eigenen afroamerikanischen Kultur gerecht wird.

In seiner Grußbotschaft an die Afroamerikaner aus Santo Domingo erklärt Johannes Paul II., daß in der gegenwärtigen Realität der Neuen Welt blühende, le-

bendige afroamerikanische Kulturen zu finden seien, die den Reichtum ihrer Kultur als wertvollen Beitrag zur großen Vielfalt des Kontinentes beitragen (vgl. 3 der Botschaft). Dieser Beitrag drückt sich vor allem durch einen einfachen Lebensstil, durch Solidarität in ihren Gemeinschaften, in den verschiedenen Ausdrucksformen ihrer Kultur, vor allem in ihrer Kunst, und da wieder in Tanz und Musik aus. In der Vielfalt von Kultformen ihrer alten afrikanischen Religionen fanden sie, nachdem sie als Sklaven ihr Land, ihren Glauben, ihre Familienbande, Clans und Stammesverbände verloren hatten, wieder ihre Heimat. Trotz aller Not begehen sie in ihren Gemeinschaften ihre afrikanischen Feiern. Der prächtige Festzug im Karneval von Rio, der die ganze Welt zum Besuch anlockt, vergegenwärtigt durch die Teilnahme hunderter afroamerikanischer Samba-Schulen, begleitet von afrikanischen Instrumenten, das ergreifende Erlebnis ihrer künstlerischen Phantasie. Samba war ursprünglich die Bezeichnung für einen afrikanischen Reigentanz. Lange Vorbereitung in den schwarzen Gemeinden der »Favela«, den »wilden« Siedlungen in und am Rande der Metropolen, sind für den großen Festzug notwendig, prächtige Kostüme werden mit Fleiß und unter großen Opfern angefertigt. Viele Nächte wurde schon vorher in den Gemeinschaften auf den Hügeln getanzt.

Noch als Sklaven wurden sie alle getauft und bildeten als »Schwarze Kirche«, eine irgendwie gesonderte religiöse Gemeinschaft. Die Ausübung der alten afrikanischen Kulte war ihnen verboten. Wohl zuerst eine Tarnung, wurden für sie katholische Bruderschaften und die katholischen Heiligen zum Ausweg, und sie vermischten die neue Glaubenslehre mit dem Glauben an die alten Götter. So kam es zu der buntesten Mischung ihrer alten Religionen mit dem katholischen Glauben.

Auch heute sind sie zu 80 bis 90 Prozent getauft und führen meist ein religiöses Doppelleben. Überall blüht der Synkretismus¹⁹, in Brasilien sind es vor allem der Macumba-Kult und Umbanda in Rio de Janeiro und der Cadomblé in Bahia. Nur auf der kleinen Karibikinsel Santa Lucia hat sich wohl durch den Zuzug von Afrikanern auch noch nach der Sklavenbefreiung im Kélé-Kult²⁰ mit seinen Riten und Opfern der Götterglaube fast rein erhalten. Ergreifend ist bei allen Kulturen die Hingabe in einem Ausmaß, das wir nicht kennen, in Tänzen, die sich bis zur geglaubten Besessenheit durch die verehrte Gottheit in einer Trance steigern. Eine Besonderheit für die afrikanische Religiosität ist die Bedeutung der Frauen bei allen Kulturen und Tänzen. Das war auch mein Erlebnis bei einem Besuch afroamerikanischer Gemeinden in den Favelas von Rio.

Die Frauen sind in den Kulturen als Priesterinnen oft den Männern überlegen. Weiße Intellektuelle, darunter waren auch solche aus meinem Bekanntenkreis, nehmen, wohl durch die Vermittlung von weiblichem Dienstpersonal oder einer Amme, oft begeistert an diesen Kulturen teil. Wenn sich Afroamerikaner einmal wieder ganz dem katholischen Leben zuwenden, dann sind sie die Frömmsten unter

19 Vgl. M.J. Herskovits, African Gods and Catholic Saints in the New World Negroe Belief, in: *American Anthropologist* 39 (1937).

20 Vgl. M. Kremser, Das Blut, Trank- und Speiseopfer am Beispiel des Kélé-Kultes in St. Lucia/Kleine Antillen, in: *Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien* 117 (1987), S. 125-140.

den Gläubigen; und in Haiti wurde die afroamerikanische Religiosität, stark inspiriert vom Voodoo-Kult, sogar zur Volksreligion des Landes; auch in anderen lateinamerikanischen Ländern gewann sie großen Einfluß auf die ursprünglich von Mestizen stammende »religiosidad popular«.

Die Bischöfe in Santo Domingo erklären, daß die Kirche Lateinamerikas und der Kariben die afroamerikanischen Völker im Kampf um ihre Identität und der Anerkennung ihrer kulturellen Eigenwerte unterstützen und »ihnen helfen will, alle ihre Bräuche lebendig zu erhalten, soweit sie mit der christlichen Lehre vereinbar sind«. Angesichts der verschiedensten synkretistischen Kulte erfordert dies ein großes Wissen der afrikanischen Religionen und einen hohen und besonderen pastoralen Einsatz. Man wird dabei wieder an die Samenkörner des Wortes, wie sie etwa in der Verehrung eines höchsten Wesens und den Glauben an eine Schöpfung erkennbar sind, anknüpfen müssen und die religiösen Eigenwerte jetzt zu reinigen versuchen. Die Übernahme von Ausdrucksformen afroamerikanischer Kultur wie etwa die prächtige afrikanische Prozession beim Fest der hl. Rosa von Lima in Santa Lucia – in der Liturgie – und bei verschiedenen katholischen Riten können dazu beitragen, die afrikanische Welt in Südamerika zu verchristlichen.

Viele Millionen Schwarze und Mulatten leben heute in kleinen Gemeinschaften, in Familien und allein, in der Masse des Volkes und unendlich weit verstreut. Durch ihre neue Evangelisierung kann ihr Glaube, verbunden mit ihrer Gefühlstiefe befruchtend wirken für den Katholizismus, der die Kulturen des Kontinentes miteinander verbindet und dem Kontinent seine kulturelle Identität verleiht.

GLOSSEN

IN EIGENER SACHE – In neuer Gestalt wird sich die *Internationale katholische Zeitschrift* ab dem kommenden Jahr präsentieren; nachdem sie nun seit über zwanzig Jahren mit derselben Aufmachung erschienen ist, schien es dem Verlag an der Zeit, hier für eine gewisse Aktualisierung zu sorgen. Ziel ist es aber zugleich, den längst gebräuchlichen Titel *Communio* stärker in den Vordergrund zu stellen; zudem soll nicht verschwiegen werden, daß der Verlag sich von einer zeitgemäßen Gestaltung neue Leser erhofft.

Für viele Zeitschriften, so auch für *Communio*, haben schwierige Zeiten begonnen. Unsere Auflage ist in den vergangenen Jahren gesunken, was weniger mit der Qualität denn mit einer neuen Leserstruktur und –

natürlich – mit der gesamtwirtschaftlichen Lage zusammenhängt; Zeitungs- und Zeitschriftenabonnements sind die ersten Opfer, wenn das Geld knapp wird.

Um so bedauerlicher ist es daher, daß wir die Bezugspreise von *Communio* ab dem kommenden Jahr erhöhen müssen; das Abonnement wird dann DM 63,- (für Studenten DM 42,-) kosten, das Einzelheft DM 16,-. Allerdings werden wir die für Sie anfallenden Kosten, zumindest innerhalb der Bundesrepublik, durch eine entschiedene Senkung des Portos zu kompensieren versuchen. – Wir dürfen Ihnen an dieser Stelle einmal mehr für Ihre Treue und Ihre Anteilnahme an unserer Arbeit danken und hoffen, daß Sie uns auch in diesen schwierigeren Tagen weiterhin begleiten werden.